

Ferien sind Opium fürs Volk

Ferien im Stau? Am Strand? Auf Kosten von Natur und Umwelt? Nein, findet der Öko-Aktivist Heinzpeter Studer und plädiert für ein Leben, in dem Arbeit und Freizeit ineinander überfließen

Nein, ich reise nicht in die Ferien. Nie. Ja, Ausflüge für ein paar Tage, wenn andere zu Hause bleiben, das GA und viel Lektüre im leichten Gepäck, eine Gegend erwandern oder liegend erstaunen, oft eine, die beim letzten Mal zu unbekannt geblieben ist. In Glücksfällen eine Landschaft, die mich auf Anhieb wie Heimat überfällt. Das flache weite Oderbruch im Nordosten Brandenburgs jüngst wieder. Die tyrrhenische Küste im Südwesten der Toskana. Das vielufrig uferlose Saloum-Delta im Süden Senegals. Erkundungen für meine Arbeit, für mich selbst. Und Landschaften, die ich bloss aus dem Atlas kenne, neugierig mit dem Finger begangen, das Frische Haß vor Danzig etwa oder Feuerland.

Als Primarschüler schon hatte ich ein seltsames Gefühl vor den Sommerferien. Unvorstellbar, meine Mitschüler fünf Wochen lang nicht mehr zu sehen. Kaum am Ferienort angelangt, war ich fast zu Hause. Unvorstellbar, nach drei Wochen wieder heimzufahren, überhaupt den Ort zu verlassen, wo ich mich so rasch so wohl fühlte.

Nieder mit den Alpen, freie Sicht aufs Mittelmeer – das Sponti-Graffiti zu Zeiten, als Züri brannte, suchte den geistigen Befreiungsschlag aus «helvetischem Malaise» und dem «Diskurs in der Enge», welche die Generation der Eltern prägten. Als Mittelschüler hatte ich einst vom Leben in einem endlos weiten, flachen Land geträumt. Der schweizerische Zug nach Süden, zum Meer. Nationalstaatlich durchgedrehte Obersten hätten, die Gunst der noch nicht vollzogenen Einigung Italiens nutzend, einen Feldzug bis nach Genua gewollt, wäre ihnen das noch junge Bundesparlament nicht besonnen in den Arm gefallen. «Machet den Zuun nit zu wyt.»

Hundert Jahre später begannen Schweizer in Massen in andere Länder einzufallen, besetzten Küsten rund ums Mittelmeer. Mallorca wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von einem Schweizer erfunden. Als die Teutonen folgten, dehnten die Helvetier ihre Völkerwanderung auf fernere Gefilde aus. Im Stau durch den Gotthard und

immer öfter per Flug für zwei, drei Wochen nach Irgendwo, Jahr für Jahr eine neue Eroberung, koste es, was es wolle. Die Rechnung bezahlen eh die andern: die Atmosphäre, die schwindenden Vorräte eines Jahrmillionen alten Rohstoffs, die touristisch zerstörten Land- und Gesellschaften. Wir können's uns leisten. Noch.

Lanzarote, puta de Europa, las ich einst in einer Toilette nach der Landung in Arrecife. Ich besuchte meinen kleinen Sohn, den seine Mutter in den ersten Jahren immer wieder für Monate mit auf eine Insel nahm, damit er seine Neurodermitis loswerde – mit Erfolg, was nicht für die Luft spricht, in der wir vor und nach den Ferien leben. Das Flugzeug war bevölkert mit jungen Schweizer Spass-Touristen. Zwei Wochen Sun, Fun & Sex. Aufgehren kanarischer Patrioten gegen die Verhuerung ihrer Heimat. Ich schämte mich auf meinem Klo.

Jede Eroberung eine Flucht vor einem Alltag, der uns längst erobert hat. Jede Flucht ein Eingeständnis, dass wir unser Leben nicht selber leben. Jede Rückkehr eine Niederlage; die Maschine hat uns wieder, fünf Tage in der Woche durchbeissen bis zu Mini-Ferien in Gestalt zweier freier Tage. Frei wovon? Wozu? Um auszugeben, was uns von einem Lohn für mehr

oder weniger sinnvolle Arbeit nach Abzug von Miete, Versicherungen, Auto, Essen et cetera noch übrig bleibt? Die Mühle dreht sich; freu dich aufs nächste Wochenende, freu dich auf die nächsten Ferien, freu dich aufs Pensionierten-Dasein. Opium fürs Volk. Kein Leben vor dem Tod. Und keins danach.

Die Trennung von Arbeit und Freizeit erschien mir stets künstlich, die Trennung von Beruf und «Privat»-Leben (im Block? im Stau? am Strand? am Skilift?) war mir immer fremd. Ich suchte mir Aufgaben, mit denen ich mich ganz identifizieren kann. Kein Job, den mir irgendwer gab, sondern meine Arbeit, die mit meinem Leben verwoben ist. Arbeits- und Freizeit gehen fließend ineinander über. Ein Privileg, ja, das ich mir freilich Tag für Tag erkaufe.

In diesem Fluss von Zeit schenk ich mir heilige Momente. So wenig ich zwischen Arbeit und Freizeit trenne, so klar trenne ich die Zeit, die mir gehört, von jener, die andere von mir nehmen wollen. Warum soll ich einen Anruf entgegennehmen, während ich esse, in ein Gespräch vertieft bin, ein Zusammensein genieße, über eine Frage nachdenke? Das Leben ist zu kurz und zu spannend für Nebensächlichkeiten. Die haben auf meinem Beantworter Platz, in meiner Mailbox, bis Zeit ist dafür.

Was brauch ich da Freizeit? Ferien? Ende Arbeit mit 65? Ich streife meine Haut ja auch nicht ab für ein paar Tage oder Wochen. Alles ist meine Zeit. Die Zeit jedes Menschen gehört ihm ganz allein. In einer arbeitsteiligen Gesellschaft allerdings muss er sie verkaufen, um sie hier fristen zu können. Wer dem nichts entgegensetzen kann, dem wird die eigne Zeit rasch fremd. Eine ursprüngliche Form von Entfremdung, nur auszuhalten mit der Aussicht auf den nächsten Kick, und sei er noch so schal.

So viel – kurz vor der Abfahrt für zwei Tage Auszeit in den Bergen, wie jedes Jahr zum Geburtstag meiner Frau. Zwei, drei Fragen werden mich gewiss begleiten und in anderer Umgebung neue Antwort finden.

Heinzpeter Studer



KEYSTONE

Heinzpeter Studer, geboren 1947 in Zürich, studierte Sozialpsychologie und war journalistisch tätig. Als Social Entrepreneur führte er von 1995 bis 2001 die Nutztierschutzorganisation KAG Freiland und lancierte 2000 den Verein Fair-Fish, dessen Fachstelle er seither betreut.